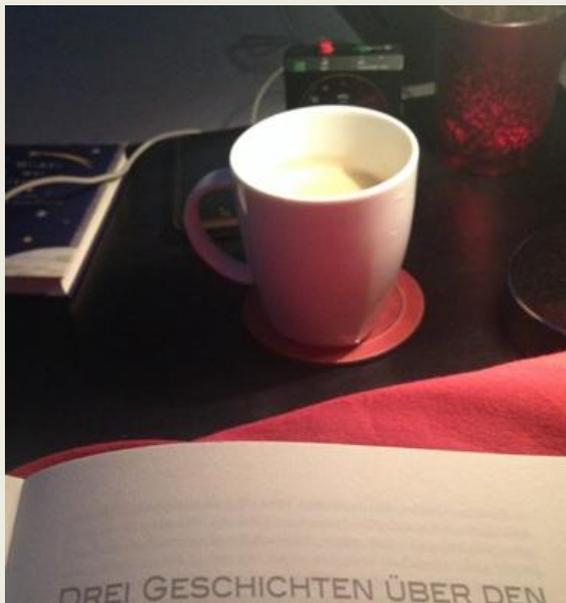


Zitate von Wolfgang Lührs  
aus seinem Wanderbuch  
VOM WISPERN DER WÄLDER UND VOM WESEN DES  
WANDERS  
1.200 km zu Fuss durch Deutschland

Das Buch von Wolfgang Lührs hat mein Leben bereichert. Jeden Morgen, nach dem der Wecker klingelte und ich mir eine Tasse Kaffee ans Bett geholt hatte, begann ich zu lesen. Jeden Morgen las ich eine seiner 44 Geschichten. 44 Tage, 6 Wochen lang. Nie las ich zwei auf einmal, auch wenn es manchmal schwer war und so ich bin ich sechs Wochen lang täglich mit ihm



und seinem Wanderbruder Martin unterwegs gewesen längs durch Deutschland, von Lüneburg bis Füssen an der Grenze zu Österreich. Ich habe miterlebt, wie sie den Winter über planten und Anfang Mai von Lüneburg aus die lange Wanderung begannen. Ich habe bei seiner Schilderung der ersten

Übernachtung im Freien genauso mitgelitten wie bei den Blasen an Füßen und im Schritt, die Lührs eingehend und schonungslos seziert. Ich erfuhr viel über das die Lust und auch das Leid des Wanderns und lernte auch viel über ihn. Lührs selbst kam es nicht so sehr auf die Schilderung des Weges an, den er lief, sondern ihm war wichtig zu beschreiben, was es mit ihm machte. Er hat dies mit sehr schönen Worten auf eindringliche, manchmal poetische, bisweilen drastische Weise erzählt, so dass mir auf 327 Seiten nie langweilig wurde, sondern ich traurig war, das Buch eines Morgens im September das letzte Mal zu schließen. Aber ich kann es ja noch einmal von vorne lesen und dann wird es mir sicher wieder gute Impulse für meine eigene Wanderung durch Deutschland geben, auf der ich mich gerade befinde. Denn es geht um mehr als nur das Wandern.

Ach ja! Am Ende seines Buches gibt Lührs dann noch für einen wie mich, der noch nicht so wandererfahren ist, qualitativ hochwertige Hinweise zu seiner Wanderausrüstung inklusive einer detaillierten Checkliste aller Gegenstände, die er auf seiner Wanderung mitführte. So habe ich z.B. sofort *Hirschtalg* zur Pflege der Füße auf meine eigene Liste gesetzt.

Ich habe nachfolgend einige Textpassagen aus seinem Buch beigelegt, die mich während des Lesens besonders bewegt haben.

*Ich bin, ich weiß nicht wer.  
Ich komme, ich weiß nicht woher.  
Ich gehe, ich weiß nicht wohin.  
Mich wundert, dass ich so fröhlich bin.  
(Angelus Silesius, 1624-1677)*

*Freude schöner Götterfunken,  
Tochter von der Alb,  
Statt zu darben unter Fichten,  
Trink' ich lieber Bier beim Dichten,  
Hier, nur hier und nicht im Wald!  
Wie ein Engel hast du uns gewunken,  
Heil dir, Holde, bald sind wir betrunken!*

dem Rauschen des Baches hinter mir. Ohne mein Zutun kommen und gehen die Gedanken, mir wird ganz leicht, und gleichzeitig fühle ich mich träge. Es ist Sommer, und wir haben Teil an seinem schläfrigen Rhythmus, wechseln wenig Worte, sitzen einfach da und haben Muße.

Sie ist ein seltenes Gut in meinem Leben. Zu Hause bin ich ständig beschäftigt, fühle mich getrieben, werkele, wenn ich nicht arbeite, im Garten, spiele Klavier, lese, schreibe, schalte den Fernseher an, walke oder treffe mich mit Freunden, weiß immer, wie spät es ist und welchen Tag wir haben. Dagegen ist nichts zu sagen, aber einfach Dasitzen und Schauen fällt mir schwer, und nun tue ich es, und es nichts dabei.

In Deutschland wird gewerkelt, was die Maschinen hergeben. Nicht nur in den Hobbykellern des deutschen Mannes, sondern eben auch auf und in den knappen Böden unseres Landes. Rohre und Leitungen werden verlegt, Häuser und Hallen gebaut, Flächen planiert, Straßen gezogen, Tunnel gebohrt und Brücken geschlagen. Es wird kartiert, eingezäunt, Flüsse werden begradigt oder aufgestaut und gigantische Stromleitungen wie grobmaschige Spinnennetze über das Land gelegt. Und wenn die Landwirtschaft mit immer größeren Ackerschlägen den Rest beherrscht, dann bleiben nur noch kleine Zwischenräume für jene Oasen einer halbwegs unberührten Landschaft, in denen der Mensch der Langsamkeit der Zeit und der Vielfalt der Schöpfung nachspüren kann.

Hart und wunderbar zugleich ist das Wandern, egal, welchen Weg du gehst. Es fordert dich bis über deine Grenzen hinaus und gibt dir dabei so viel zurück. Es führt dich aus dem Alltag, hinaus aus der Welt, aus der du kommst und in die du zurückkehren wirst, in eine Zwischenwelt, und verschafft dir dabei einen Bonus, einen Zuschlag an Zeit und Leben.

Martin ist einverstanden, so war es ja auch abgemacht. Allerdings haben wir nie darüber gesprochen, wie es ist, wenn einer die Tour abbrechen muss. Widerwillig und frustriert setze ich mich damit auseinander, male mir aus, wie es ist, wenn ich aufgeben muss, frühzeitig wie ein Loser zurückkehre, immer mit dem Schicksal hadernd, das Ziel nicht erreicht zu haben. Einen zweiten Versuch werde ich wohl kaum starten. Es muss irgendwie weitergehen!

Ende gut, alles gut an diesem zwiegespaltenen, eher kühlen Mai-entag. Ein Hauch von Alltag blitzte heute auf und deutete an, dass sich alles irgendwann verbraucht, jeder Reiz sich erschöpft und seinen Glanz verliert, alles Neue sich ins Gegenteil verkehrt. Jedes Ding hat seine Zeit, und ich ahne, dass es auch so mit dem Wandern ist.

Dann haben wir es geschafft, sitzen endlich im Biergarten und stürzen das erste Weißbier hinunter – ein Genuss, der einem Orgasmus gleichkommt. Den zweiten Halben kippen wir gleich hinterher, und ich sinke mit wohligem Gefühl immer tiefer in den Gartensessel. Meine Füße brennen, meine Beine tun weh, doch die Lust, die mir das Abschlafen bereitet, durchflutet meinen Körper und mildert die Nachwehen dieses Hammertages. Das könnte jetzt so weitergehen, bis sich meine vom Bier benebelten Sinne auf und davon machen und das Bett der einzige

dem Rauschen des Baches hinter mir. Ohne mein Zutun kommen und gehen die Gedanken, mir wird ganz leicht, und gleichzeitig fühle ich mich träge. Es ist Sommer, und wir haben Teil an seinem schläfrigen Rhythmus, wechseln wenig Worte, sitzen einfach da und haben Muße.

Sie ist ein seltenes Gut in meinem Leben. Zu Hause bin ich ständig beschäftigt, fühle mich getrieben, werkele, wenn ich nicht arbeite, im Garten, spiele Klavier, lese, schreibe, schalte den Fernseher an, walke oder treffe mich mit Freunden, weiß immer, wie spät es ist und welchen Tag wir haben. Dagegen ist nichts zu sagen, aber einfach Dasitzen und Schauen fällt mir schwer, und nun tue ich es, und es nichts dabei.

Der Ablauf einer Woche strukturiert zu Hause unseren Alltag und beschleunigt sich, je länger wir diesem Schema folgen. Es ist wie bei einem Pendel, das einmal angestoßen wird und dann in immer kleineren Ausschlägen dieselbe, aber jeweils um diesen Faktor gestauchte Strecke durchmisst. Und weil alles so ähnlich und vollgestopft ist, können wir uns schon bald nicht mehr erinnern, was vor einer Woche oder einem Monat zu welcher Zeit geschah. Muße zu finden in diesem treibenden Rhythmus, fällt schwer, und es ist eine Kunst, sich ihr hinzugeben. Wir leiden unter ihrer Abwesenheit, und wenn sie dann frei Haus geliefert wird, in der Lebensspanne ohne Arbeit, können wir mit ihr nichts mehr anfangen, weil sie uns fremd geworden ist.

Muße ist eine Atempause, ein Sich-treiben-Lassen, ohne sich planvoll zu beschäftigen – Gedanken zu haben, ohne zu denken, dem Treiben zuzuschauen, ohne sich antreiben zu lassen, und dabei keine Langeweile zu verspüren.

Genau das fühle ich gerade. Der Wochenrhythmus spielt keine Rolle mehr, und was für ein Wochentag gerade ist, ist nicht von Bedeutung. Wir wandern an jedem Tag, und Pausen machen wir, wenn uns danach ist, und nicht, wenn uns das Wochenende sie vorschreibt. Irgendwann müssen wir weiter, aber nicht gleich und auch nicht sofort. Es treibt uns kein Termin, und es erwartet uns niemand. Wir gehen, wann wir wollen. Es ist ein Rhythmus, der vom eigenen Körper oder der freien Entscheidung bestimmt und nicht von außen vorgegeben wird. Anders als im Urlaub, denn wir haben ja jeden Tag unser Tun. Unsere Arbeit ist das Laufen.

Grundsätzlich ändern kann man sich wohl nicht. Man ist so, wie man ist. Gespräche über sich und die eigenen Fehler sind eine Sache, die Emotionen und Triebe zu beherrschen eine andere. So ist es auch mit unseren Charaktereigenschaften: mit dem Geiz, dem Jähzorn, der Hinterlist, aber auch mit der Melancholie, der Lebensfreude, der Gutherzigkeit, der Sanftheit, dem Zuhörenkönnen und vielen anderen Eigenschaften, wie auch mit unseren Talenten. Sie sind da, wurzeln in unseren Genen und machen unsere Persönlichkeit aus. Jemand, der nicht geschäftstüchtig ist, wird es auch nach 20 Semestern Betriebswirtschaft nicht zu einem Geschäftsmann bringen. Und jemand, der kein Feeling für Musik hat, wird auch nicht Klavierspielen können, jedenfalls nicht so, dass es anderen gefällt, so viel er auch üben mag.

Wir sind imstande, die Natur und den Kosmos zu erforschen und ihre Gesetze zu unserem Segen und Verderben zu nutzen. Wir schreiben Gedichte, komponieren Musik, malen Bilder und berühren damit. Wir philosophieren über uns und die Welt. Aber all diese Fähigkeiten und Einsichten verändern nicht unseren Charakter und den Teppich aus Emotionen und Trieben, auf dem er basiert. Kein noch so kluger und phantasiebegabter Mensch ist gefeit vor Wut, Geiz, Neid, Niedertracht oder triebhaften Veranlagungen, andererseits kann ein einfältiger Mensch von einer Sanftheit und Gutherzigkeit sein, die beschämen. Ich glaube, der freie Wille ist eine Schimäre. Die Gefühle und Neigungen sind die wahren Triebkräfte des Lebens. Sie leiten und bestimmen die Persönlichkeit, das Wesen eines Menschen. Sie sind der eigentliche Wille, das „Ding an sich“, wie der Philosoph Schopenhauer es mit diesem Kant'schen Begriff ausdrückt. Wir haben unseren Spielraum, aber nur innerhalb der Grenzen unseres Charakters.

Wir reden und reden, derweil der Abend hereinbricht. Es ist halb acht, und noch haben wir keinen Platz gefunden. Einsam waren die letzten Stunden: keine Dörfer, keine Menschen, nur die Täler und Höhen mit ihren Wäldern und Feldern um uns herum und über uns

Es geht erstaunlich gut, und nach einer Weile hab' ich mich eingelaufen. Es ist nicht so, dass ich nichts mehr spüre, aber ich kann es aushalten, und es wird auch nicht schlimmer. Ich trete die Schmerzen eher weg. Mich fasziniert diese Wendung: eine lange Pause, Ablenkung, Geselligkeit, Bier, Kaffee und Kuchen – und alles ist gut. Vor eineinhalb Stunden konnte ich kaum noch gehen, und nun bin ich wie durch ein Wunder genesen.

Zwei Dinge habe ich heute erfahren: welchen Einfluss Stimmungen auf die körperliche Verfassung haben und wie stark die Psyche sein kann, wenn ein unbändiger Wille dahintersteht, um einen geschundenen Körper zu beherrschen!

Ja, mein lieber Hape Kerkeling, was muss ich leiden, um den Pfad der Erleuchtung zu erklimmen, den du so leicht gefunden hast, sitzend in einem Kloster, nachdem du mit dem Bus gefahren bist. So ähnlich war es doch!?! Bist du nicht immer mit dem Bus gefahren, wenn das Wandern schwierig wurde, und hast doch nur an das nächste Törtchen gedacht? Du hast dich gedrückt vor dem gemeinsamen Lager mit all den Pilgern, weil es dir zu unbequem war. Ich aber sitze hier auf einer schmalen, zwei Zentimeter dicken Matte am Waldesrand, umgeben von Mückenschwärmen. Muss das Autan nahezu inhalieren, damit mir das Viehzeug nicht auch noch den Darm zersticht. Ich habe mich heute fast um den Verstand gelaufen, einen Höllenritt durchlitten und bin doch angekommen. Dennoch, lieber Hape, eines habe ich dir voraus: Gott ist direkt über mir, oben am Himmel dieser gewaltigen Kathedrale, in der ich nächtige, und es ist köstlich zu genießen – den Wein, das Brot, die aufkommende Nacht über Wald und Flur –, wenn man gelitten hat und die Anstrengung weicht.

Die Erschöpfung treibt mich in den Schlafsack, und schon bald folge ich meinem Wanderbruder in das Reich der Träume.

Im Spiegel schaut mich ein alter Mann an: dicke Klüsen mit geschwollenen Tränensäcken, rotleckiges Gesicht, die schütterten Haare verklebt, ein grauer Stoppelbart und ein dicker Zinken, der aus einem schmalen, zerfurchten Gesicht wie eine viel zu große Gaube hervorragt. Aber um seine Lippen spielt ein Lächeln, und aus den tiefliegenden Augen blitzt Stolz. Ich könnte mir jetzt die Kante geben und einfach diese beiden verrückten Tage begießen, wenn nur die Unterkunft klar wäre.

Sie fragt uns, was wir arbeiten und wieso wir so lange unterwegs sein können. Das werden wir übrigens öfter gefragt. Ich antworte dann, dass das alles Entscheidende sei, etwas wirklich zu wollen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und das ist das ganze Geheimnis.

Immer wieder wird mir bei solchen Gesprächen bewusst, dass ich gerade einen Traum realisiere, dass ich es geschafft habe, einer Sehnsucht zu folgen. Es ist eine außerordentliche Zeit, die trotz langsam einsetzender Routine und großer körperlicher Anstrengungen spannend bleibt und deren einziges Ziel das Unterwegssein ist. Wir verfolgen keinen bestimmten Zweck, treiben wandernd durch den Tag, bewerten die Zeit nicht nach ihrem Nutzen. Wir sind nicht getrieben, wir gehen nur und schauen, schauen in diese Welt wie niemals sonst zuvor.

So intensiv waren diese beiden Tage, eine Achterbahn der Gefühle, gefüllt mit Leben und nochmals Leben. Man muss loslassen können und die Ereignisse mit sich versöhnen, um bereit zu sein für die vielen, kleinen, schönen Momente, die man sonst übersieht. Nur wer gute Gedanken mit sich trägt, ist glücklich und frei. Mir gelingt das lange nicht immer, doch diese Wanderung lehrt mich einiges. Wenn du den Blick nur auf deinen Weg heftest und nicht nach links und rechts und immer wieder auch nach vorne und hinter dich schaust, dann weißt du nicht, wo du bist, wo du stehst und wer du bist.

Die Konfrontation mit dem dahinwelkenden Leben kann ich schwer ertragen. So kostet mich der Gang in ein Altersheim immer eine große Überwindung, wahrscheinlich, weil dort die Situation der alten Menschen mir zeigt, wohin die Reise geht. Das war nicht immer so, früher realisierte ich nicht, dass Altwerden etwas ist, was auch mich betrifft.

Als ich ein kleiner Junge war – sieben, acht Jahre alt –, kamen mir alle, die über zehn waren, alt vor, und der Tod war eine unheimliche Figur in einem Märchen. Einmal bin ich ihm begegnet, als ich an einen Sarg trat, in dem ein alter, toter Mann lag. Dass er so stumm und unbeweglich und auch so blass dalag, hat mich befremdet, aber er machte mir keine Angst, der Tod gehörte noch nicht in meine Welt.

Während der Pubertät gab es nur mich und diese seltsam fiebrigen Gefühle, die mich zu beherrschen begannen und das Interesse für Mädchen weckten. Alte Menschen nahm ich gar nicht wahr.

Als junger, 22-jähriger Student beobachtete ich auf einem Sommerfest, wie ein Enddreißiger – mit einer Flasche Bier in der Hand an einer Hauswand lehnend – sich betrank und irgendwann zu Boden sackte. Alt kam er mir vor, und ich war pikiert, weil hier ein Erwachsener auf unserer Fete neben der Spur war, obwohl ich ja selbst auch bereits erwachsen und irgendwann auch betrunken war.

Mit 40, als Familienvater und im Beruf stehend, sprachen mich die Älteren auf Veranstaltungen oft mit „Junger Mann“ an, obwohl ich mich manchmal doch schon so alt fühlte.

Zehn Jahre später begann ich zu begreifen, dass es einen Horizont gibt, und ich sah ihn in den Alten und Gebrechlichen, in den Altersheimen und jetzt auch in meinem 92-jährigen Vater, der immer weniger wird. Er ist in der Phase des Abschieds. Danach kommt nichts mehr, außer dass man den Horizont unwiderruflich überschreitet und diese Welt verlässt.

Nun, da ich fast 60 bin, ist diese Perspektive ein Teil meines Lebens. Ich kann nicht mehr so tun, als beträfe das Älterwerden mich und meinen Partner nicht. Es beunruhigt mich. Ich will nicht wahrhaben, dass das körperliche Begehren und Begehrtwerden abnimmt, hat es doch so viel Raum in meinem Leben eingenommen. Es macht mir manchmal mehr Angst als der Tod, und ich glaube, ich stehe damit nicht alleine.

Und doch sind alt sein und sich alt fühlen ja auch bis zu einem gewissen Grade zwei verschiedene Dinge, und ab wann ist man eigentlich alt? Bin ich es jetzt schon oder werde ich es erst noch?

Du kannst über das Leben jammern, oder du kannst es hinnehmen, wie es ist – alt wirst du in beiden Fällen. Wenn du aber immer nur jammern hast, hast du nichts vom Leben. So einfach ist das. Alt zu werden ist aber auch eine Gnade, wenn ich an all die viel zu früh Gestorbenen denke. Nur, es hat eben seinen Preis, und wenn ich den nicht zahlen will, muss ich mich vom Acker machen. Auch wieder ganz einfach.

Wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, sollte man eigentlich wissen, wie der Mensch tickt, und das ist durchaus ein Vorteil, denn man wird dadurch freier. Früher hatte ich Respekt vor Menschen, die Positionen bekleideten, vor Landräten, Richtern, Abgeordneten, Pastoren, Direktoren, Politikern – Menschen, von denen ich glaubte, dass sie etwas leisten und Verantwortung tragen würden. Heute habe ich nur noch Respekt vor Menschen mit Charakter, vor Persönlichkeiten, die authentisch sind und Achtung vor dem Leben haben. Das macht vieles leichter, man lebt, wie gesagt, freier und klarer, vorausgesetzt, man weiß, wer man ist und wo man steht, und dazu braucht es eine Menge Lebenszeit. Wenn man älter geworden ist, hat man viel davon durchgemessen und so manches, vor dem ein junger Mensch zum ersten Mal steht, hat man durchlebt und ist hoffentlich daran gewachsen.

# DIE WELT – SO NAH UND DOCH SO WEIT

SAMSTAG, 31. MAI  
HECHLINGEN A. SEE – HINTER GOSHEIM  
(ÖSTL. NÖRDLINGER RIES), 30 KM

Traumlos verrinnt die Nacht. Ich glaube, ich wache in derselben Stellung auf, in der ich eingeschlafen bin, stehe aber nicht sofort auf, weil meine Stimmung mich nicht aus dem Bett treibt. Sie ist bedeckt, genauso wie der Himmel, der grau hinter dem Fenster steht. Das erste Mal verspüre ich eine gewisse Lustlosigkeit. Ich habe Sehnsucht nach meiner Frau, und mein Wanderbruder geht mir auf den Keks – ohne Grund.

Seit über einem Monat schlafen wir irgendwo in fremden Betten oder im Freien und latschen den ganzen Tag mit einem Haufen Gepäck auf dem Rücken durch die Gegend, Tag für Tag bis auf zwei Auszeiten, und sind immer nur zusammen. Eigentlich ist es kein Wunder, dass man dann irgendwann einen Rappel kriegt.

Das Wandern entlang des Albtraufs habe ich einfach satt. Seit zehn Tagen sind wir auf diesem Teil des Frankenweges unterwegs. Mir fehlen landschaftliche Highlights. Routine hat sich eingeschlichen. Jetzt einen Höhenweg durch die Alpen oder mit einem Floß über einen See, das wäre was. Eigentlich brauche ich eine Auszeit – aber eine Auszeit in der Auszeit, wie soll das gehen? Noch sind circa zwölf Tage inklusive eines Ruhetages zu laufen. Das sind gut 300 Kilometer – 'ne Menge Holz. An das Ende und den Abschied zu denken, ist eigentlich zu früh. Vielleicht ist es auch nur eine Laune am frühen Morgen. Dennoch meldet sich zum ersten Mal wieder die Grenze im Kopf, wie zu Beginn der Wanderung. Nur stehe ich diesmal auf der anderen Seite, und wenn ich sie zu früh überschreite, macht das Wandern keinen Sinn mehr.

Hier ist das Leben bunt und prall. Ich habe es schon fast vergessen. So einem fröhlichen Treiben sind wir seit Wochen nicht mehr begegnet. Die vielen Tage der Stille und Einsamkeit haben mich doch geprägt und sensibel gemacht für die leisen Töne in jenem großen, weiten Raum, der von der Natur beherrscht wird und in dem wir uns meistens aufhalten und dessen sanftes, lautloses Schwingen man nur in der allergrößten Ruhe vernimmt.

Angewidert mache ich den Fernseher aus. Ich kann gut ohne solche Nachrichten leben und habe sie in den letzten Wochen nicht vermisst. Ich stelle aber auch fest, dass mich das heute besonders aufregt, wohl auch, weil ich zu Hause bei der ständigen Berieselung mit schlechten Nachrichten nur noch emotional reagiere, wenn sie besonders schlimm sind.

Was muss man eigentlich wissen und was nicht? Über diesen Gedanken schlafe ich ein.

Heute ist es fünf Wochen her, dass wir los sind. Das Ende ist in Sicht, und ich wünsche mir, dass der Zauber nicht bricht. Ich will ihn bewahren, er ist so kostbar. So selten ist einem Glück beschieden, diese berauschenden Momente, in denen das Leben das ganze Universum ausfüllt. Auf dieser Wanderung hat es mich mit einer Wucht getroffen, wie es nur die Liebe kann, wenn sie einem den Kopf verdreht. Fliegen möchte ich, noch einmal fliegen, dass meine Seele all das aufnimmt, was schön an dieser Welt ist. Mal seh'n, ob das Glück, dieser seltene Geselle, noch einmal meinen Weg kreuzt.

Der Edeka-Laden hat heute am Dienstag geschlossen. Liegt das an uns, dass so viele Gasthäuser und Lebensmittelläden dicht haben? Haben die Bayern Angst vor uns Fischköppen und schließen ihre Häuser, wenn wir kommen? So oft schon standen wir vor verschlossenen Türen. Die Versorgung bei einer Weitwanderung durch Deutschlands ländlichen Raum ist ein echtes Problem. Das hat uns ja auch gestern gerade jemand erzählt.

Da sitze ich nun direkt an der Straße, knete meinen lädierten Fuß und blase Trübsal. Bin kaputt und fühle mich um zehn Jahre gealtert. Das wird doch wohl nicht böse enden? Ich fotografiere mein Gesicht, will sehen, wie ich aussehe. Nicht gut! An den Schläfen quellen die Adern hervor, doppelstöckige Tränensäcke unter den Augen, die so trüb sind wie die eines Greises, ein vor Anstrengung hochroter Kopf, um die Nase tiefe Furchen. In der Tat, Wolfgang, du siehst scheiße aus. Da sind sie wieder, die bitteren Momente einer Wanderung, an die man vor der Tour Gott sei Dank nicht denkt. Wenn ich jetzt ein Resümee ziehe, dann besteht der Weg aus einem Drittel Anstrengung, einem Drittel großartiger Erlebnisse und zu einem Drittel aus dem Alltag des Wanderns.

Diese Kontinuität von Bewegung und Gedanken, von allmählichem Wechsel der Perspektiven und den damit verbundenen Eindrücken schaffen ein dichtes, emotionales Gewebe, das auch den letzten Winkel deiner Seele und deines Gemütes erreicht und schon beinahe erloschene Facetten deiner Persönlichkeit wieder aufleuchten lässt. Dir gelingt eine Perspektive auf dein Leben, wie sie dir im Alltag verschlossen bleibt, frei von jenem erstarrten Muster, aus dem man sich so schwer lösen kann, in dem die Zeit immer schneller und schneller verläuft und die Gedanken nicht hinterherkommen. Die mit der Bewegung einhergehende Veränderung der Zeit hat jenen beglückenden, psychologischen Effekt, dass man scheinbar genug davon besitzt, wenn man unterwegs ist. Wandern ist die langsamste Form des Reisens. Es geht allmählich, wie das Leben auch, und man will heimatlos bleiben, will nirgendwo ankommen, will die Freiheit und Unbestimmtheit auskosten. Das Fremde zu fühlen, darin zu lesen und nicht darin zu versinken, das ist das Geheimnis. Es ist die Schwebel, die einen trägt.

Je länger der Weg, desto eher besteht aber auch die Gefahr der Gewöhnung, und dann wird das Wandern alltäglich und verliert seinen Reiz. Deswegen muss es irgendwann auch ein Ende haben, so wie alles seine Zeit hat.

Sie dreht sich um und geht hinüber zum Kuhstall, wiegt sich dabei ganz natürlich in den Hüften, so dass der wohlgeformte Hintern sanft hin und her schwingt. Ich folge ihr mit meinen Blicken, bis sie in der Tür verschwindet.

Hallo!?! Ich muss wohl doch bald mal nach Hause: vorhin der Brunftschrei in der Kirche und nun dieses Feeling beim Anblick einer Bäuerin. Da tut sich was!

Eine Stunde ist seit unserem Aufenthalt unter der Brücke vergangen, und nichts hat sich verändert. Irgendwann setzt bei solch öden Wegen ein seltsamer Mechanismus ein. Ich habe es eben angedeutet. Man verabschiedet sich von seiner Umgebung und schaut nach innen, lässt sich von seinen Gedanken und Phantasien in andere Welten tragen. Dass man läuft, nimmt man gar nicht mehr wahr. Es entwickelt sich ganz von allein ein gleichmäßiger, beständiger Rhythmus, der nach und nach eine suggestive Kraft entfaltet und dich wie das sanfte Schaukeln und das gleichmäßige Rattern eines Zugwaggons zwar nicht in den Schlaf, aber in einen tranceartigen Zustand versetzt, in dem du nichts mehr von dem, was um dich herum ist, wahrnimmst.

So geht es mir. Ich bin abgetaucht. Denke an meine Frau, dann an meine Musik. Motive für die Titel der CD, an der ich gerade arbeite, tauchen auf, setzen sich fest. Der Gedanke, all das, was ich während dieser Wanderung gesehen, erlebt, gedacht und gefühlt habe, in einem Buch festzuhalten, nimmt Formen an: Sätze für eine Einleitung entstehen spontan, ich könnte sie so niederschreiben.

## *Glück ist wie ein Hauch: das Ende*

dem wir beide miteinander auskommen mussten. Und das haben wir gut gemeistert. Das haben wir gut gefüllt. Es gab gute und schlechte Tage, es gab beseelte Momente, und es gab auch Sehnsucht und Melancholie. Es gab Anstrengungen bis über den toten Punkt hinaus. Es gab Nächte, die wir im Freien verbrachten haben, immer wieder, und die Abende draußen am Lager waren die schönsten – so leicht, so frei, durchlebt mit einer tiefen Befriedigung und eins mit der Natur. In der Mitte der Wanderung waren wir so weit weg, dass wir glaubten, schon ewig unterwegs zu sein, obwohl die Tage so schnell vergingen.

Wir haben philosophiert, wir haben über uns gesprochen, über Musik, über die Landschaft, aber oft auch nur Banales von uns gegeben. Wir haben uns auf Baumstümpfe gesetzt und einfach geschwiegen und in den Wald hineingehorcht, haben das Wispern der Wälder vernommen und vom Wesen des Wanderns erfahren. Wir haben uns auf Bänke niedergelassen und waren dankbar, dass sich hinter uns ein Baum in die Höhe reckte und uns Schatten spendete, weil die Hitze schier unerträglich war. Wir haben in Biergärten gegessen, uns glücklich angeschaut und mit einer Maß angestoßen.

Wir haben Burgen und Schlösser besucht und still in Kirchen gegessen. Wir haben an Flüssen und Seen gestanden und sind durch Bäche gegangen, über Weiden und durch wildes Gestrüpp. Wir haben die Wälder durchmessen und haben dabei geschwiegen, und es war wie in einer Kirche. Wir haben auf Auen und Höhen verweilt und in die Weite geschaut, wir haben am Wiesenhang gelegen und das Schauspiel der untergehenden Sonne genossen.

Wir haben unsere Gesichter am Morgen mit Tau benetzt und die Müdigkeit vertrieben. Wir waren hungrig und sind durch Wälder und über Felder ganz still wie zwei Pilger in den Tag hineingelaufen, um einen Ort zu finden, wo wir endlich frühstücken konnten.

Wir haben diese einfache Struktur genossen, die uns den Rhythmus vorgab: aufstehen, zwei Stunden wandern, eine Pause machen und wieder zwei Stunden laufen. Dann, wenn es möglich war, eine Suppe am Mittag zu uns nehmen, um danach die zweite Tageshälfte in ebendemselben Rhythmus anzugehen und abends irgendwo einzulaufen.

Wir sind vielen freundlichen Menschen begegnet, haben uns mit ihnen unterhalten und haben ihre Nöte kennengelernt. An Hochzeiten und Beerdigungen zogen wir vorbei, an dem Alltag der Menschen, ohne

daran teilzuhaben. Wir waren nicht hier, und wir waren nicht dort. Wir waren schon immer wieder fort.

Wir haben unser Heimatland durchmessen: fast 1.200 Kilometer an so vielen Tagen. Der Weg war weit am Anfang, und die Tage und Wochen haben sich gedehnt, und am Schluss schrumpfte das Ganze hinter uns zusammen. Es bleibt in unseren Herzen, es bleibt in unserer Erinnerung.

Wir beide, mein Wanderbruder und ich, sind diesen Weg gegangen in wirklich großer Freundschaft. Wir haben uns erduldet, wir haben uns gemocht und zweierlei erfahren: Man bleibt immer man selber, wohin man auch geht, und Glück ist kein Ort, den du suchen musst. Es weht dich an, wie ein Hauch, plötzlich und unvermittelt, so wie eine warme Wolke im Wald, durch die du schreitest und hernach die Kühle spürst, die du vorher nicht vernommen. Glück ist überall und nirgends, und es ist flüchtig wie der leuchtende Flug einer Sternschnuppe am Firmament, aber es existiert.

Wir beschreiten die Brücke, die über den Lech führt, gehen unseren Frauen entgegen. In der Mitte treffen wir aufeinander. Ich spüre, dass ich die Grenze noch nicht überschritten habe, und schließe mein Weib in die Arme, fest, herzlich und voller Wiedersehensfreude. Wir blicken uns an und wissen umeinander.

„Komm Schatz, lass uns feiern. Es war 'ne lange Zeit. Ich liebe dich!“